

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871**

28 (9.7.1871)

# Evangelisches Kirchen- und Volksblatt

Wöchentlich einen halben Bogen.  
Durch alle Postämter und Buch-  
handlungen zu bestellen.  
Inserate: die gespaltene Petit-  
zeile 3 Kr. = 1 Sgr.

für das

## Großherzogthum Baden.

Preis halbjährlich 1 Gulden  
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel  
halbjährlich 1 fl. 15 Kr. = 25 Sgr.  
Preis einer Nr. 3 Kr.

Nr. 28.

Sonntag, den 9. Juli

1871.

Inhalt: Die Wahlen zur Generalsynode. — Briefe vom Walde. — Correspondenzen. — Kirchliche Nachrichten (Dresden). — Ein königlicher Brief. — Bescheidenheit der Tapfern. — Wie sich eine thätige Christin den Himmel vorstellt. — Ich habe nur mit ihr geweint. — Der Capitän und der Jude. — Politische Rundschau. — Anzeigen.

### Die Wahlen zur Generalsynode.

Die Stimmen, welche sich öffentlich über den Ausfall der Wahlen zur Generalsynode haben vernehmen lassen, geben eine Zusammenfassung der Zahlen, auf welche die Rechte wie die Linke in der Synode zu rechnen haben werde. Sie stimmen meist darin überein, daß die kirchliche Fortschrittspartei zwar von ihrem früheren Uebergewicht bedeutend herabgesunken sei, aber immer noch eine schwache Mehrheit der Gewählten für sich habe, da sie auf 26 (2 mehr als die Hälfte) rechnen könne. Um so mehr wendet sich die gespannte Erwartung der Ernennungen der 7 Mitglieder der Synode durch den Großherzog zu, welche unter Umständen den Ausschlag für die eine oder andere Seite geben können. Gott möge die Herzen derer, welche hierüber zu entscheiden haben, lenken, daß sie ihrer Verantwortung für das Wohl der Kirche eingedenk, das Rechte treffen!

Es gibt aber auch noch eine andere Betrachtung dieser Wahlen als die im Sinne einer Gruppierung der Parteien. Handelt es sich denn in der Synode nur um einen Kampf zweier Parteien und nicht vielmehr um das Wohl der Kirche, welches zu fördern alle Mitglieder ihr Gelübde ablegen? Die Parteien haben ihr Recht und ihre Aufgaben; in ernsten und entscheidenden Fragen werden alle Männer, welche Charakter und Ueberzeugung haben, auch Partei nehmen. Nicht minder ist es unsere feste und durch die bisherige Erfahrung vollkommen bestätigte Ueberzeugung, daß diejenige Partei, welche auf der letzten Synode sich in der Minderheit befand, vorzugsweise die Sache des evangelischen Glaubens und Lebens vertreten hat und ihre Sache auch die unsrer auf dem Evangelium und der Reformation gegründeten Kirche war. Und die Minderheit, die jetzt verstärkt von der Landesgemeinde in die Synode entsendet wird, hat auch jetzt keinen andern Verus, als den, gegen alle Trübungen und Verlegungen der evang. Wahrheit und des evang. Charakters sowie der evang. Aufgaben unsrer Kirche mannhast einzustehen.

Aber es sei ferne von uns, mit dem Anspruch in der Synode aufzutreten, daß nur auf unsrer Seite die Wahrheit sei und auf der Gegenseite nichts als das Gegenteil der Wahrheit sei. Vielmehr wollen wir auch in dieser Hinsicht dem Evangelium, das wir bekennen, getreu bleiben und mit einem offenen Auge und Herzen kommen, das die Wahrheit anerkennt, überall, wo sie sich geltend macht. Es besteht eine Kluft zwischen Glauben und Unglauben, die wir weder überbrücken können noch wollen, aber wir mahnen uns nicht das Gewicht an, daß wir alle unsre Gegner in Einen Topf des Unglaubens zusammenwerfen. Haben wir doch Alle einen gemeinschaftlichen Boden an unsrer Landeskirche, und unter denen, die das Beste derselben redlich wollen und aufrichtig unter Christum und sein Wort sich stellen, kann und wird es darum auch neben sonstigen Gegensätzen manche übereinstimmende Bestrebung geben.

Dazu scheint uns jetzt auch der Boden besser geebnet zu sein, als vor 4 Jahren. Eine gewisse Wendung zum Bessern — nicht ein Uebergewicht der evangelischen Partei — ist eingetreten, und wir haben sie gewiß nicht blos, wie jüngst der „Schwäbische Merkur“ meinte, den Schrecken des Kriegs zuzuschreiben, sondern die leitende Hand Gottes war auch schon vorher hierin zu spüren. So viel wenigstens ergibt sich aus dem Ausfall der Wahlen mit Sicherheit, daß die kirchlichen oder auch unkirchlichen Bestrebungen, welche die Leiter des Protestantenvereins bei uns seit Jahren verfolgt haben, dem Versuch, aus unsrer Badischen Landeskirche ein Musterbild einer modernen Kulturkirche zu machen, die alten kirchlichen Formen, den alten kirchlichen Glauben zu beseitigen und die ganze Kirche von oben bis unten nach den Forderungen eines von dem Evangelium losgelöseten Zeitgeistes einzurichten, sie aus einer Gemeinschaft des Glaubens zu einer bloßen Gemeinschaft der Verfassung herabzuwürdigen, ein sehr deutliches Halt! geboten worden ist. Auf diesem Wege wird unsre Landeskirche jenen Herren nicht weiter folgen, und sie mögen selbst zusehen, ob es ihnen auch jetzt noch, wie im Jahre 1867 schon nur mit Mühe, gelingt, selbst diejenigen, welche sie zur eigenen Partei zählen, Alle unter der alten Fahne zusammenzubalten. Sie müssen vorsichtiger auftreten, sie haben gewiß selbst das bestimmteste Vorgefühl davon, daß, wenn sie auf der bisherigen Fortschrittsbahn des Zerwürdens noch weiter gehen wollten, sie Gefahr laufen würden, noch ein viel bestimmteres Mistraverdiktum aus der Gemeinde zu erhalten, auf die sie sich so gern berufen.

Uns dünkt, die Rolle der Herren Schenkel und Schellenberg habe ihre Glanzperiode hinter sich. Sie dürfen nicht mehr darauf rechnen, in

der eigenen Partei den willfährigen Gehorsam zu finden, der so lange als der Beweis der Gesinnungstüchtigkeit ausposaunt wurde. Es ist während der Wahlen einmal ein Notruf gehört worden, weil die Partei nicht einmal ihre Führer wählen wollte, und in der That hat es bei einigen derselben schwer genug gehalten, noch in die Synode zu kommen. So natürlich wir es im Allgemeinen finden, daß eine Partei durch ihre Führer vertreten wird, und dies immer auch sogar im Interesse der Gegenseite liegen muß, so sind diese Vorgänge doch ein Zeichen der Zeit, und wer ein Auge für diese Zeichen hat, kann daraus noch Mancherlei absehen.

Diese Lage der Dinge und überhaupt die neue Aufgabe und Stellung, die im neuen Deutschland unsrer evang. Kirche gegeben ist, erweckt in uns die Hoffnung, daß auch das Eis der Parteischanzen nicht mehr so hart sein wird wie früher und daß es sich nicht blos und überall um Partei gegen Partei handeln wird. Wir sind Partei geworden, weil uns die Gegner, die in unsrer Landeskirche das Bekenntnis derselben (nach §. 2 der Unionsurkunde und dessen Erläuterung) ungiltig machen und das Oberste zu unterst lehren wollten, keine andere Wahl gelassen haben, als daß wir in geschlossener Partei aufzutreten mußten. Und ist es viel natürlicher, daß wir mit Allen, die von Herzen auf unsrem evangelischen und reformatorischen Glauben stehen, durch dieses gemeinsame Band schon unsre Verbindung gesichert wissen, und wir freuen uns, wenn wir in diesen Fragen die engen Parteiformen erweitern können. Und wenn selbständige Männer, die bisher nicht zu uns gehalten haben, in der Synode nach ihrer evangelisch-christlichen Ueberzeugung zu wirken gesonnen sind, so soll es nicht an uns fehlen, daß die Ergebnisse der Synode zum Bau unsrer Landeskirche ausfallen.

### Briefe vom Walde \*)

IV.

Lieber Friedrich!

Wald jährt es sich, seit ich Dir einige Briefe über den Krieg geschrieben habe. Großes ist seitdem geschehen; Wunderbares hat sich zgetragen. Von allem dem Guten, das wir hofften, ist nichts ausgeblieben; es kam Alles, ja es kam mehr, als wir nur hofften. Es ist so viel Gutes an uns und unserem Volke gethan worden, daß noch spätere, gottesfürchtige Geschlechter darob staunen und den Herrn für seine Gnade preisen werden.

Du hast aus dieser bewegten Zeit kein Schreiben mehr von mir erhalten; warum? das will ich Dir in Kürze sagen:

Es spricht der Prophet: „Der Löwe brüllt; wer sollte sich nicht fürchten? Der Herr, Herr redet; wer sollte nicht weisagen?“ Aber mir und vielen Andern war es über die ganze große Zeit oft zu Muthe, als hiesse es: Der Herr, Herr redet; wer sollte da nicht schweigen? — Ja, es war gewiß auch am Plage, zu schweigen, da des Herrn Wort in den Donnern der Gerichte über die Welt dahindraute, und es hat gewiß auch seinen Segen gehabt, in heiliger Ehrfurcht zu lauschen dem Brüllen des Löwen, das so markerschütternd an unser Ohr schlug. Bleibt ja jetzt, da die Stimme des Herrn nicht mehr mit Macht in Sturm und Wetter einhergeht, sondern da er im sanften Säuseln des Friedens mit uns reden will, noch Zeit genug für die armen Menschen, ihre schwachen Stimmen zu erheben und untereinander die großen Thaten Gottes zu rühmen, die vor unsern Augen geschehen sind.

O, daß ich tausend Zungen hätte  
Und einen tausendfachen Mund,  
So stimmt ich damit um die Bette  
Vom allerliebsten Herzensgrund  
Ein Loblied nach dem andern an  
Von dem, was Gott an mir gethan.

Doch es ist über die herrlichen Dinge, die Gott an uns gethan hat, schon so Vieles wirklich Beherzigenswerthes gesagt worden, daß ich Dir nicht schon Gesagtes wiederholen will; ich möchte Dir nur nachträglich noch Einiges über unser Sieges- und Friedensfest mittheilen.

„Es ist schon außer der Zeit,“ — „es kommt zu spät,“ — war das allgemeine Urtheil, als man vernahm, der 18. Juni soll als Friedensgedenktag gefeiert werden.

\*) Siehe 1870 Nr. 35.

Und es ist wahr: der erste Siegesjubel ist längst verklungen; der erste Freudenrausch ist längst verraucht; wir sind wieder recht fähle, deutsche Bürger geworden. Doch das ist einmal Menschen-Art und -Weise; und wenn wir die ersten Siegesfeste im hellodernden Feuer jugendlicher Begeisterung gefeiert haben, so ziemte es sich ganz wohl, daß wir nun das jegige in klarer, ruhiger Würdigung dessen, was wir durch Gottes Gnade gewonnen haben, mit männlichem Ernste bezingen. — Wohl war der frohe Siegesjubel, der in den Kriegsmonaten so oft durch ganz Deutschland klang, an seinem Plage und es wäre ja nicht recht gewesen, wenn wir uns nicht mit gefreut hätten. Und ich glaube, wer damals in der rechten Weise mit hochschlagendem Herzen in jugendlicher Freude mit gebuhelt hat, der hat auch das spät kommende Friedensfest mit Freuden begrüßt und es in der rechten Art mitgefeiert; und wer am 18. Juni kein Sieges- und Friedensfest mehr mitfeiern konnte, bei dessen früherem Festjubiläum scheint mir nicht Alles in Richtigkeit gewesen zu sein.

Es ist wahr: die freudige Begeisterung, die uns bei früheren Festen aus jedem Auge entgegenblitzte, hat das Sieges- und Friedensfest nicht wieder hervorzuzaubern können; das war ja nicht anders zu erwarten. Wir sind trotzdem überzeugt, daß der Krieg und Sieg bei Vielen, Vielen unauslöschliche Eindrücke hinterlassen hat; ach, daß es bei Allen so wäre! ach, daß aus der hohen Begeisterung der Kriegsmonate etwas Nachhaltiges hervorgehen möchte! Aber ich fürchte, Friederich, es seien auch in unserem Volke Manche, die bald vergessen werden die Angst und Sorge bei dem Kriegsanfang; die Rettung und Hilfe aus der Gefahr, den Beistand und den wunderbaren Segen vom Anfang bis zum Ende des Kampfes, die Freude und die Dankbarkeit, die auch ihre Herzen erfüllte, die Gelübde, die sie dem Höchsten gethan haben. Wie ein wunderbarer, aufregender Traum wird bald die verlebte Zeit hinter uns liegen, die tiefen Eindrücke werden verwischt, die erhebenden Ereignisse in den Hintergrund gedrängt sein. „Sie sind den Kindlein gleich,“ hat der Mund der ewigen Weisheit einst über unser Geschlecht ausgerufen; und so ist es heute noch. Kurzlebige Kinder unserer Zeit, die am Markte sitzen, bald jubeln, bald weinen, wie es die Zeit gerade mit sich bringt, und in der nächsten Stunde vergessen, was sie in der vorhergehenden gehört haben.

Aber bei dem Herrn, unserem Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß und bei Ihm gilt kein Vergessen; denn tausend Jahre sind vor Ihm wie ein Tag.

Und auch bei uns sollte kein Vergessen sein, Friederich; ermahnt nicht schon der Psalmist sich selbst: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ So sollte es bei uns sein; so sollte es bei unserem Volk sein in Beziehung auf die Thaten Gottes. Hat nicht Israel Jahrtausende lang in seinem ersten Gebote täglich wiederholt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe!“ So sollst auch du, mein deutsches Volk, es zu Herzen nehmen und sollst es deinen Kindern einschärfen von Geschlecht zu Geschlecht: Es ist der Herr, dein Gott, der dir Helden erweckt hat, die dich zum Siege geführt haben; es ist der Herr, dein Gott, der dich schon einmal und jetzt wieder erlöst hat von der Hand derer, die dich drängen und drücken wollten! Hieran zu denken und daran zu erinnern und dafür zu danken ist es nicht zu spät am 18. Juni 1871 und nicht zu spät am 18. Juni 1872, und ist nicht zu spät an irgend einem Tage, den uns der Herr, unser Gott, erleben läßt.

Ich will von deiner Güte singen,  
So lange sich die Zunge regt;  
Ich will dir Freudenopfer bringen,  
So lange sich mein Herz bewegt.“

So soll es bei uns sein, Friederich, nicht wahr?  
Ich hätte Dir noch Einiges mitzutheilen, aber für heute soll es genug sein. Damit denn Gott befohlen!

Dein

Traugott.

Am Walde, 28. Juni 1871.

### Correspondenzen.

Aus Elsaß-Lothringen. 1. Juli. Es wird unsern badischen Nachbarn nicht unerwünscht sein, einen Blick zu werfen auf die kirchliche Lage unseres mit dem deutschen Reiche nunmehr wiedervereinigten Landes.

Bekanntlich besteht bei uns die evangelisch-lutherische Kirche „Augsburgischer Confession“ noch zu Recht. Im westphälischen Friedensvertrag sowohl als in den neuern Concordaten, hat der Staat die rechtliche Selbständigkeit unserer Kirche stets anerkannt. Die reformirten Schwesterngemeinden zu Straßburg, Bischweiler, Gebweiler, Mariakirch, Thann, Mühlhausen u. s. w. bilden einen selbständigen Verband mit eigener Organisation, während die Mehrzahl unserer protestantischen Bevölkerung sich zur lutherischen Kirche bekennt. Von dieser unserer Landeskirche sei hier die Rede.

Leider müssen wir mit dem Geständniß beginnen, daß namentlich seit den Tagen der Revolution der Nationalismus bei uns zur Herrschaft gelangt ist. Unsere executive (verwaltende) Kirchenbehörde, das „Directorium“ hat sich bisher als das Organ der „liberalen Partei“ erwiesen, während das „Oberconsistorium“ die legislative (gesetzgebende) Behörde ebenfalls dieser Richtung in seiner Mehrheit zugethan war.

Gegenüber dem tyrannischen Unwesen der „liberalen Toleranz“ erhoben sich seit den 40er Jahren immer mehr Stimmen des erwachenden Kirchenglaubens.

Einer der ersten Zeugen war Pfarrer Härtel an der Neuen Kirche zu Straßburg, ein Mann von seltener Beredsamkeit und großem organisatorischen Talent. Dieser erste Zeuge, dessen Weckruf in's Land erschollen, hat sich durch die Herausgabe der Augsbургischen Confession wie

durch die Gründung der Straßburger Diakonissenanstalt und anderer Werke der Barmherzigkeit ein bleibendes Ehrendenkmal in unserer Kirche erworben. An kirchlicher Schärfe, Ausbreitung und Volkshilflichkeit gewann diese Bewegung durch das Auftreten des bekannten Pfarrers Horning zu Jung Sankt Peter in Straßburg. In zahlreichen Volkschriften und Traktaten, auf Volkemissionsfesten und Conferenzen verfocht dieser gewaltige Mann das gute alte Recht der Kirche auf ihren Glauben und ihr Bekenntniß.

Sein treues Wirken und unerschrockenes Zeugniß wurde vom Herrn mit sichtlichem Segen gekrönt, so daß die Zahl der bekennnistreuen Geistlichen sich nachgerade auf 40–50 beläuft, während es in vielen Gemeinden des Landes Laien gibt, die zum kirchlichen Bewußtsein erwacht sind. Ueberhaupt kann es als ein günstiges Zeichen gefunden Fortschritts bezeichnet werden, daß die lutherische Strömung bei uns den Charakter gemeindemäßigen Lebens trägt: wir sind nicht Pastorenkirche, sondern Volkskirche oder Kirchenvoll.

Die Wiedervereinigung mit Deutschland, welche mit so schweren Heimsuchungen für unser Land verbunden war, hat offenbar im Volke wie in der Geistlichkeit tiefere Bedürfnisse geweckt. Schon haben 35 Geistliche eine Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichtet, worin sie die Selbständigkeit unserer Kirche gewahrt zu wissen wünschen. Gegenüber diesem Schritte der Gläubigen sind nun auch die Nationalisten zusammengetreten, um ihre „paradiesischen Zustände,“ wie einer unter ihnen sagte, zu verteidigen.

Unterm 6. und 7. Juni l. J. verfaßte eine unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Bruch zusammengekommene „Pastoralconferenz“ eine Erklärung an den Reichskanzler, worin nichts Oeringeres als die Abschaffung alles und jeden Glaubensbekenntnisses verlangt wird. Bis jetzt haben 67 Geistliche in der That sich dazu verstanden, den Akt abzulegen zu helfen, auf dem sie sitzen. Wie wir hören, soll dieser unerhörten Kundgebung des Unglaubens gegenüber auch eine noch nie dagewesene Zusammenfassung sämmtlicher positiven Elemente der Landeskirche stattfinden. Die Noth, die allgemein erkannte Gefahr des Umsturzes allen und jeglichen Grundes wird gewiß auch die bisher neutral Gebliebenen zum entscheidenden Schritte drängen. Erfreulich ist es jedenfalls, daß eine Annäherung der bedeutendsten Geistlichen in Aussicht steht. Bemerkenswerth ist hierbei auch, daß der Kern der jüngern Generationen innerhalb der Geistlichkeit sich dieser Bewegung aufs Entschiedenste anzuschließen beginnt.

Wir sind der Hoffnung, daß die deutsche Regierung die Wünsche unserer Gläubigen erfüllen wird. Ist es doch eine erwiesene Thatfache, daß der kirchliche Umsturz stets auch einen ähnlichen politischen Doppelgänger und Zwillingenbruder hegt und pflegt, während, wie selbst die A. J. anerkennt, die Männer des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Ordnung der „Germanisirung des Landes“ günstige Anhaltspunkte bieten“ dürften. Sind es doch die Luther-Bibel, der Luther-Katechismus und das Lutherlied, welche am meisten im Volke deutsche Sitte gegenüber dem Pariser Fütterstaat aufrecht erhalten haben!

Aus dem Unterlande. 1. Juli. l. Wie schon früher in diesen Blättern erwähnt, ist nun die wohlthätige Stiftung der verstorbenen Frau Stadtpfarrer Dr. Züllig Wittwe in Heidelberg für verwaiste, wenig bemittelte Pfarrerskinder in's Leben getreten. (Züllig-Hill'sche Stiftung.) Dieselben erhalten freie Wohnung in dem schönen Stützgebäude, Feuerung, Licht, Wäsche und durchschnittlich 100 Gulden baar, jedoch ohne Verköstigung, wobei entweder das Vorhandensein einigen Vermögens oder die Fähigkeit zu einigem Arbeitserwerbe oder der Genuß einer sonstigen Unterstüßung vorausgesetzt wird. Die Zahl der Aufzunehmenden ist zunächst auf sechs beschränkt, wird aber später, mit dem Wachsen des Fonds, vermehrt werden. Es steht zu hoffen, daß derselbe durch Zustiftungen vermögender kinderloser Geistlicher oder anderer Personen in den Stand gesetzt werde, seine wohlthätige Wirksamkeit weiter auszudehnen. — Dies ist um so wünschbarer, als durch die angeführte genaue Classification der Pfarreien es einem vermögenslosen Geistlichen nicht mehr gelingen kann, aus dem Ertrage der Pfründe allein, für den Fall seines Todes, den Hinterbliebenen eine gesicherte Zukunft zu verschaffen.

Diese Classification der Pfarreien, oder vielmehr der Pfarrer, wozu jeder Pfarrer nicht unter 800, aber auch nicht über 1500, bezw. 1800 Gulden, je nach seinem Alter, rechtlich zu beanspruchen haben soll (wiewohl die Härte der letzteren Bestimmung jeweils in aner kennenswerther Weise von der Oberkirchenbehörde zu mildern gesucht wird), gehört unter diejenigen Maßregeln, welche schon in der Theorie und auf dem Papier sich ausnehmen, in der Durchführung aber höchst nachtheilig sich erweisen und deshalb eine Aenderung beanspruchen. Allerdings gab es früher eine Anzahl Pfarreien, welche unter 800, dagegen eine ganze Reihe solcher, welche über 2500 Gulden und mehr ertrugen. Wenn nun auch mancher junge Geistliche auf einer sehr geringen Stelle seine Laufbahn beginnen und einige Jahre aushalten mußte, so hatte er doch die tröstliche Aussicht, durch Einrücken in eine der guten Pfründen in seinem Alter Ersatz für die Entbehrungen seiner Anfangsjahre zu finden. In dieser Hoffnung sehen Alle sich jetzt getäuscht, welche die Entbehrungen der schlechten Anfangspfarreien in jüngeren Jahren wirklich zu tragen hatten, in ihrem Alter aber die ersehnte Fülle der guten Stellen nicht bekommen; vergebens dienten sie um eine Nabel, sie müssen sich nicht nur einige Jahre, sondern ihr Leben lang mit einer Lea begnügen.

Jedoch auch von einer anderen Seite betrachtet, hat diese Maßregel ihr Bedenkliches. Wir stellen den Beruf eines Pfarrers sehr hoch, — aber doch dürfen wir ihn nicht zu ideal fassen, sonst sind wir nicht mehr wahr. Es gilt auch von ihm das Paul Gerhardt'sche Lied: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl!“ Es ist nun durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Beschneidung der Befoldungen wesentlich dazu beiträgt, den Zugang zu dem Studium der Theologie zu verringern, da, nach diesem Verfahren der starken Beschneidung der guten Pfarreien, für lebenslange Vereinfamung auf einer öden Landpfarre nicht einmal die Hoffnung auf einigen pekuniären Ersatz im Alter winkt. Gegenwärtig, da so viele andere Wege eine schnellere und ebenso gute Ver-

Sorgung bieten als der geistliche Beruf, gehört ein mächtiger innerer Trieb dazu, einem Stande sich zu widmen, welcher in unserer Zeit der Gegenstand so mancher Anfeindung ist, welchem Schritt für Schritt an Einfluß und Geltung entzogen wird und dessen meiste Glieder sicher darauf rechnen können, ihr ganzes Leben hindurch der vielen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines städtischen Aufenthaltes entbehren zu müssen, deren die große Mehrzahl ihrer Studiengenossen von anderen Fächern, bei in der Regel besserer Stellung, sich erfreut. Man denke nur an die Bequemlichkeit mit Arzt und Apotheke in Krankheitsfällen, mit Kaufleuten, Metzger und Bäcker! — Es verdient volle Beachtung, daß gegenwärtig die wenigsten Pfarrersöhne sich dem Stande ihrer Väter widmen; mag diese Erscheinung auch noch andere, bedenklichere Ursachen haben, — eine ist gewiß oft die, daß sie die verführten Uebelsünde von Haus aus gründlich kennen.

**Kirchliche Nachrichten.**

Dresden. Am 24. Juni starb in Meran in Folge eines Herzleidens Dr. Theol. Theodor Albert Liebner, Oberhofprediger, Geh. Kirchenrath und Vicepräsident des Landesconsistoriums.

**Ein königlicher Brief aus der Kriegszeit.**

Es gebührt auch zu den Segnungen des Krieges, daß er viele sonst verborgene Tugenden weckt und läßt und herzerquickende Züge des Charakters und Herzens an's Licht bringt. Die deutschen Männer haben Tapferkeit und Barmherzigkeit bewährt, die deutschen Frauen die aufopferungsvollste Liebe in der Pflege der Verwundeten und Kranken bewiesen. Die Königin auf dem Throne, wie die schlichte Jungfrau aus dem Volke haben hierin Großes geleistet. Am meisten leuchtet das hochherzige Beispiel mehrerer deutschen Fürstinnen, die nicht bloß mit den Händen, sondern recht eigentlich mit dem Herzen für Deutschlands Heldenöhne gesorgt haben.

Ein herrliches Zeugniß hiervon ist uns kürzlich vor die Augen gekommen. Ein preussischer Soldat, der Sohn einer armen Tagelöhnerwitwe zu Ditterbach bei Lüben, lag todkrank im Lazareth zu München und starb daselbst. Da hat die Königin-Mutter Marie von Bayern an dessen Mutter nachstehenden Brief gerichtet, an welchem sich gewiß vieler Leser Herzen erquicken werden. Wir sagen nichts weiter dazu, als: Gott segne die Brieffschreiberin!

München, den 3. Oktober 1870.

Für die Mutter des Soldaten Johann Carl Lange. Er starb den 2. Oktober, Sonntag um 6 1/4 Uhr Abends in meinem Lazareth in München. Er hieß allgemein „unser Kind“ und war so geduldig in seinen schweren Leiden. Er betete sehr gerne und wußte so viele Lieder auswendig. Gerade vorlegten Sonntag wurde er viel schwächer und konnte seine Gedanken nicht mehr klar ausdrücken, deshalb hat er, man solle ihm vorbeten. Als ich das den genannten Sonntag that, und zwar des Abends, sprach er das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß und die 3 letzten Verse aus dem Liede: „O Haupt voll Blut“ u. mir nach, und wollte immer noch mehr; er begann selbst das Lied: „Alle Menschen müssen sterben“ u.; ich nahm das Gesangbuch und betete weiter, ich eine Strophe lesend, er auswendig immer die nächste sagend. Nun betete ich fast jeden Abend mit ihm, sonst thaten es die barmherzigen Schwestern, wenn ich nicht konnte. Er sagte oft zu mir: jetzt müssen Sie langsamer sprechen, sonst komm ich nicht nach. Schon zu Anfang seines Hierseins hatte er das heilige Abendmahl empfangen; ich fragte ihn vorige Woche, ob er es noch einmal wünschte. Ja, ja! war seine Antwort, und es geschah einen der ersten Tage voriger Woche. Da in den letzten Tagen die Stimme sehr schwach war, äußerte er oft: „Nun will ich etwas sagen“, um uns aufmerksam zu machen; es kam uns oft vor, wie zum Abschiede. Das eine Mal war es, um mir zu sagen: „Leben Sie wohl!“ — „Daß Ew. Majestät aber wegen mir Abends so lange dableiben!“ Ich erwiderte: „Das thue ich ja so gerne!“ Da nahm er wieder meine Hand und sagte: „Nun dann ist's gut,“ und hielt sie fest, bis er eingeschlafen war. Ein andermal sollte er etwas essen und konnte kaum mehr; das war vorgestern am 1. Mittags. Da sagte er zu den Schwestern: „Ich danke allen lieben Schwestern; sie nehmen es doch nicht übel?“ — Mich nannte er bitter: „Liebe Majestät!“ Gestern war seine Befinnung so schwach, daß er Andere mit mir verwechselte. Als dies eine Stunde vor seinem Tode wieder der Fall war, fragte man ihn: Wünschen Sie die Majestät? er sagte: „Ja!“ — Man rief mich, ich war einige Betten weg von ihm bei andern Kranken. Die barmherzigen Schwestern sagten mir, er habe schon 3 Mal den Tag nach seiner Mutter gerufen. Ich sagte: „Wilst Du etwas sagen?“ „Ja,“ antwortete er. „Wilst Du der Mutter Adieu sagen lassen?“ „Adieu,“ sagte er. — Ich: „Was soll ich der Mutter sonst noch sagen lassen?“ „Geduld haben.“ — „nicht grämen,“ sagte er. Ich hielt ihm abwechselnd Kopf und Hände, und fand sie viel kälter. — Morgens hatte er mir gesagt: „Heute reise ich ab.“ Einen der letzten Abende äußerte er zu mir: „Wenn Sie da sind, geht es gleich viel besser!“ Einmal, als er jammerte vor Schmerzen, sagte er: „Ich bin wohl recht garstig!“ Ich erwiderte: „Nein, Du bist ja immer so geduldig bei Deinen großen Schmerzen!“ — Alle, die zu ihm kamen, fanden ihn so lieb und gut und geduldig. Nicht sehr lange vor dem Tode betete ich ihm vor: „Wenn ich einmal soll scheiden“ u.; bald nachher kam der Geistliche. Ich führte ihn vor sein Bett; er freute sich sichtlich. Der geistliche Dekan von hier hatte ihn oft besucht und auch lieb gewonnen; er sagte ihm viel Schönes vor, auch die Verse: „Christi Blut und Gerechtigkeit“ u. Dann: „Jesu, Dir leb ich, Jesu, Dir sterb ich, Dein bin ich todt und lebendig!“ — Dich, Jesus, laß ich ewig nicht!“ u. Dann betete er das Vaterunser, und Lange sprach es mit, und sagte jedesmal Amen. Dann segnete der Geistliche ihn ein und ging noch zu den Andern. Als er damit fertig

war, kam er noch einmal an's Bett zurück, und sagte einige Trostworte. Der Geistliche sprach sehr laut und stand zu seiner Linken, ich zu seiner Rechten am Bett. Lange griff nach der Schulter des Geistlichen, als wollte er so recht Alles hören, was dieser sagte. Ich hielt den rechten Arm; es schien, als wollte es zu Ende gehen. Der Geistliche sprach sehr laut den Vers: „Wenn ich einmal soll scheiden.“ Lange richtete sich auf, was er den ganzen Tag vor Schwäche noch nicht gethan, und sangt auf einmal mit sehr lauter Stimme an, den ganzen Vers: „Wenn ich einmal soll scheiden“, deutlich nachzusprechen. Beim 2. Verse: „Erscheine mir zum Schilde“, sank er in's Bett zurück und will sich anstrengen, den noch beten zu hören. Als der Geistliche ausgeredet, that er noch einige kurze Athemzüge, und das Auge bricht. Unser liebes Kind hatte ausgelitten! Gott sei Preis! sagten wir Alle, er ist erlöst! Der erste Augenblick war freudiger Dank, dann aber kamen die Thränen. Gottlob, nun ist ihm wohl! Preisen wir auch unter Thränen den Herrn, bei dem er nun ewig selig ist! Diese Zeilen möchten beitragen, Sie Alle zu trösten. Das wünscht von ganzem Herzen Ihre

Auf der Adresse:  
An die Mutter des Soldat  
Johann Carl Lange.

Marie,  
Königin-Mutter von Bayern,  
geb. Prinzessin von Preußen.  
(Ev. Kirchenbote.)

**Befcheidenheit der Tapfern.**

Gegenüber der eiteln Nüchternheit mancher Soldaten steht ein Zug, den ein preussischer Feldprediger (Ev. Ktzg. 1871 Beil. 50) erzählt, während ab. Er erzählt: „Als ich nach dem letzten größern Gefecht von le Bourget am 21. Dezember, am 24. Dezember die dort Verwundeten zum zweiten Male besuchte und im Hotel Dieu zu Gonesse in einem der sauberen Krankensäle unter 15 Verwundeten, zum Theil auch Amputirten, eine größere Anzahl vom Elisabeth-Regiment fand und die armen Elisabether, die in ihrer Vorpostenstellung so besonders viel zu leiden gehabt, bedauerte, sagte einer der muntern Schlesier: „Wir Elisabether sind nicht besser als die andern Kameraden und wenn die Franzosen uns nicht wären zu Hilfe gekommen, da wäre es noch viel schlimmer geworden.“ Ein Franzose im Zimmer richtete sich, auf seinen einzigen Arm gestützt, in die Höhe und meinte: „Wir Franzosen haben's auch nicht gemacht; wär die Artillerie nicht gekommen, so hätten die Franzosen auch uns doch noch abgeschnitten.“ Und ein Fugartillerist wieder lehnte auch für sein Theil die Ehre des Tages von sich ab und meinte, den reitenden Batterien wäre es gelungen, die Franzosen zurückzutreiben und die Brüder zu retten.“ Wahrlich ein solcher Weiteiser ziemt den Tapfern mehr, als wenn Jeder die Schlacht und den Sieg durch seine eigene Thaten entschieden haben will. Das Schönste aber ist, wenn schließlich Alle zusammenstimmen in dem kaiserlichen Wort: Gott allein die Ehre!

**Wie sich eine thätige Christin den Himmel vorstellt.**

Eine würdige Dame kam nach einem langen Leben, das sie in musterhafter Wohlthätigkeit und treuer Nachfolge Christi vollbracht, auf ihr letztes Krankenbett. Während einer der langen Nächte, die ihrem Tode vorangingen, erinnerte sie ein Freund, der ihren Gedanken eine erheiternde Richtung zu geben wünschte, an die himmlische Ruhe, der sie nun entgegengehe, und fügte hinzu: „Dort wird keine Nacht mehr sein.“ — Augenblicklich den Gedanken ergreifend und noch brennend vor Begierde wohlzutun, wie sie dieselbe ihr ganzes Leben hindurch begleitet und auch mit dessen Abnahme nicht abgenommen hatte, wandte sie den Gedanken um, damit er ihrem wohlwollenden Herzen genüge, und sagte mit einem Blide, der ihr Entzücken bei der Aussicht in eine solche Ewigkeit ausdrückte: „Ja, beständiger Dienst — ohne Ermüdung!“

**Ich habe nur mit ihr geweint.**

Eine arme Wittwe, deren größter Reichtum zwei kleine Töchterlein waren, hatte die Gewohnheit, sie jeden Abend zu fragen, welche gute That sie den Tag über verrichtet hatten. Eines Abends zögerte die Ältere mit der Antwort auf die gewöhnliche Frage und sagte auf ernstlicheres Andringen: „Ich weiß nicht, ob ich heute wirklich etwas Gutes gethan habe, Mutter!“ Ueberrascht von dem Ton, in welchem diese Antwort gegeben wurde, beschloß die Mutter, das Geheimniß aufzuklären und erhielt hierauf von dem Kind folgenden Bericht:

„Als ich diesen Morgen in die Schule kam, fand ich Anette, welche schon einige Tage gefehlt hatte, heiße Thränen vergießend. Ich fragte sie, warum sie so weine: aber sie weinte nur um so heftiger und ich konnte mich nicht enthalten, mein Haupt an ihre Brust zu legen und auch zu weinen. So ließ ihr Schluchzen allmählig nach und sie konnte mir von ihrem kleinen Bruder erzählen, den sie lange gepflegt hatte und den sie so sehr liebte; sie erzählte, wie er erkrankte, wie er blaß und mager geworden und viel gelitten habe und endlich sei er gestorben und man habe ihn weggeführt, weit weg, daß sie ihn nicht mehr sehe!“

„Nach dieser Erzählung barg sie ihr Gesicht in ihrem Buche und weinte wieder, wie wenn ihr das Herz brechen wollte. Da konnte ich mich wieder nicht enthalten, liebe Mutter, ich legte mein Gesicht auf die andere Hälfte ihres Buches und mußte ebenso heftig weinen als sie. Als wir so lange mit einander geweint hatten, umschlang sie mich mit ihren Armen und lächelte: Du hast mir sehr wohlgethan! Gute Mutter, ich weiß gar nicht, wie ich ihr wohlgethan haben kann, denn ich habe nichts gethan, als mit ihr zu weinen! Das ist Alles, was ich sagen kann und darum weiß ich auch nicht, ob ich heute eine gute That gethan habe.“

### Der Kapitän und der Jude.

Ein frommer Matrose fuhr auf einem Passagier-Dampfschiff den Strom hinab zum Meer. Aber über dem Meere lagerten dicke, drohende Nebel. Am Rauchfang des Schiffes stand zitternd ein Jüngling, dem offenbar sehr bange war. Nach einer Weile fragte dieser den Matrose: „Werden wir Sturm bekommen?“ Freundlich antwortete der Matrose: „Lassen Sie sich nicht bange machen, denn der Herr kennt, was für ein Gemächte wir sind. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Nach diesen Worten wurde der Matrose zur Arbeit abgerufen.

Jahre waren vergangen und aus dem Matrosen war ein Kapitän geworden. Als er einst wieder eine Seereise antrat, näherte sich ihm ein wohlgekleideter Herr mit der Frage: „Nun, Kapitän, werden wir wohl eine gute Fahrt haben?“

„Das wissen auch die Kapitäne nicht, sondern Der, welcher die Wasser mit der Faust misst und fasset den Himmel mit der Spanne und begreift die Erde mit einem Dreiling. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

„Danke, Kapitän, es freut mich, daß Sie gleich auf die Hauptsache kommen. Mich mahnt das an einen Matrosen, der mir auf meiner ersten Seereise Muth einsprach.“

„Was sagte er denn?“

„Ich fürchtete mich vor der hohen See; da sagte er mir: „Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Nun, sehen Sie, ich war damals ein Jude, somit war mir dies Psalmwort nicht unbekannt, gleichwohl aber konnte ich Gott nicht meinen Vater nennen. Der Matrose aber war, wie ich deutlich fühlte, ruhig und selig wie ein Kind im Schooß seines Vaters. Da habe ich zuerst mich gewundert, was dem Manne wohl solche Zuversicht geben könne, habe dann gebetet und gesucht, und bin nun — ein Christ, ja selbst Missionar unter meinem Volke. Darf ich Ihnen meine Karte geben?“

„Nun, das ist freilich sehr merkwürdig; wie lange mag es denn her sein, daß Sie zuerst auf die hohe See kamen?“

„Es sind siebzehn Jahre.“

„Würden Sie wohl den Matrosen kennen, wenn Sie ihn wieder zu Gesicht bekämen?“

„O gewiß; ich habe ja so oft an ihn denken müssen.“

„Nun, da sieht er vor Ihnen.“

„Unmöglich, Kapitän; es war ein Matrose, ein gemeiner Matrose.“

„Sind Sie nicht ein sonderbarer Herr! Sie waren Jude und sind jetzt Christ und Judenmissionar. Warum sollte nicht auch der damalige Matrose in 17 Jahren haben Steuermann und Kapitän werden können?“

(Aus dem „Friedensboten“ von Pastor Schwarz.)

### Politische Rundschau.

Frankreich ist endlich zum innern Frieden zurückgekehrt, mit Ausnahme der Verurtheilungen, welche die Kriegsgerichte noch über die Verwüster in Paris zu fällen haben, und wobei man geneigt scheint, mit großer Strenge zu verfahren, ungeachtet die Angeklagten den Richtern auch manche Schuld an den zerrütteten Zuständen des Landes vorzuwerfen haben. Von der Nationalversammlung weiß man, daß die Mehrzahl gerne bald das Königthum wiederherstellen möchte, und die Prinzen von Orleans haben sich bereits in Versailles gezeigt, wo sie von Thiers und andern Mitgliedern der Regierung sehr entgegenkommend aufgenommen wurden. Indessen scheint der erstere jede Aufregung unter den Republikanern vermeiden zu wollen, und neigt sich schließlich dahin, den gegenwärtigen provisorischen Zustand zu verlängern, bis etwa die öffentliche Stimmung sich deutlicher für eine Regierungsform ausspricht, oder sonst eine Wendung zur endlichen Entscheidung drängt. Für den Augenblick ist die Spannung auf die Nachwahlen gerichtet, welche 116 neue Mitglieder in die Nationalversammlung bringen werden, und je nachdem diese monarchisch oder republikanisch ausfallen, wird die eine oder andere Partei das Haupt höher erheben, und es kann dann wohl schon früher als man jetzt erwartet, zu einer definitiven Regelung kommen; so weit man nämlich diesen Ausdruck auf Frankreich anwenden kann, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß dessen Volk immer bald wieder die Regierung umstürzt, die es eben erst aufgerichtet hatte. Mit großem Triumph verkündigen eben die französischen Blätter, daß das ausgeschriebene Anlehen, aus welchem 2 Milliarden Franken an der Kriegsschuldigung abbezahlt werden sollen, mehr als doppelt, und zwar in Frankreich allein mit 4 Milliarden gezeichnet worden ist, woraus sie den Schluß ziehen, daß das Land noch immer unerschöpflichen Reichthum besitzt und Hoffnung hegen darf, nicht allein im Innern bald wieder aufzublühen, sondern auch nach außen seine volle Revanche zu nehmen, womit es übrigens für uns gute Wege hat, denn der künftige Schuldenstand Frankreichs von über 20,000 Millionen Franken ist eine Kugel am Bein, welche wie bei England, Oesterreich und Italien ein kriegerisches Vorgehen bedeutend hindert, weil ein Volk, das trotz verdoppelter Steuern noch Jahr für Jahr von einem Deficit in der Staatskasse hört, ein für allemal nichts mehr vom Kriege wissen will.

Mit unsern neuen Landesleuten in Elsaß und Lothringen geht es so gut, als es für den Augenblick kann, und immer mehr hört man, daß sie sich mit der Veränderung ausöhnen, wozu besonders beiträgt, daß ihnen die innern Zustände in Frankreich gar nicht gefallen, und sie von dort her vermehrte Lasten und mögliche weitere Unruhen zu gewärtigen hätten, während sie unter dem Schutze des mächtigen deutschen Reiches Aussicht auf Frieden und Ordeiden haben. Sie konnten auch schon aus verschiedenen Maßnahmen des Kaisers und seiner Räte erkennen, daß sie wie Kinder des Vaterhauses angesehen werden, und man

dort kein anderes Bestreben hat, als ihnen wohlthun, so weit sie nicht im Einzelnen die Störrigkeit, gegen welche man große Rücksicht übt, doch über das Maas treiben. Durch einen Gnadenakt des Kaisers sind alle Strafen und Untersuchungen aufgehoben worden, welche durch Meuterei während des Krieges und nach demselben verhängt werden mußten, und es kann nicht fehlen, daß diese Milde, die gegen das Verfahren der letzten französischen Regierungen bedeutend absteht, und den Sinn aller Besonnenen und Friedlichen im Lande gewinnt.

In Oesterreich schleppen sich die unentschiedenen Zustände fort, und es ist noch nicht klar geworden, wohin das Ministerium Hohenwart eigentlich steuert. Die Anläufe, welche die deutsche oder Verfassungs-Partei gegen dasselbe machte, sind in's Wasser gefallen, denn es konnte für dieselben nicht die Majorität in der Volksvertretung gewonnen werden. Die Führer jener Parteien haben nämlich, wie es gewöhnlich geht, schon ihr raschgewonnenes Ansehen eingebüßt, denn als sie am Ruder waren, sah man nicht, daß sie mit der That etwas Ersprießliches schaffen konnten, und somit verlor sich auch der Glaube an ihre mündfertigen Reden. Unter diesen Umständen scheint das den fremden Nationalitäten zugeneigte Ministerium, welchem auch der Kaiser entschieden beibehält, immer mehr Bestand zu gewinnen, und wenn dadurch die Deutschen in Oesterreich leider zu leiden haben, so dürfen sie mit Recht einen Theil der Schuld auf die eigenen Führer wälzen, deren Redefluß sie früher begeisterten Beifall zollten.

Der neue König von Spanien scheint eine traurige Rolle zu spielen, denn die Parteien treiben ihr Wesen nach wie vor, und wenn er kaum ein Ministerium ernannt hat, muß er dasselbe wieder entlassen, je nachdem die Cortes heute so und morgen anders stimmen; derart, daß er nichts thun darf, als seinen Namen unter die Ernennungen setzen. Republikaner, Karlisten und Isabellisten liegen noch immer auf der Lauer, stets bereit, sich im günstigen Augenblicke der Regierung zu bemächtigen, und den armen König wieder hinzuschicken, von woher er gekommen ist.

Der König von Italien ist am 2. Juli in Rom eingezogen, und die Gesandten aller Mächte sind ihm dahin gefolgt. — Das Cardinals-Collegium war in den Papst gedrungen, vorher nach einem andern Aufenthaltsorte abzureisen, allein er hat sich dessen bestimmt geweigert, obgleich er nach verschiedenen Aeußerungen alle Hoffnungen auf Bestand zur Wiedergewinnung seines Landes ausgegeben hat.

In Baden bereiten sich die Veränderungen vor, welche durch die Militär-Convention mit Preußen eintreten, und verschiedene höhere Offiziere oder Militärbeamte haben schon von der Vergünstigung Gebrauch gemacht, mit Belassung ihres Ranges in den Pensionsstand zu treten. Der verdienstvolle Kriegsminister v. Beyer hat bereits sein Amt niedergelegt, und ist von S. K. H. dem Großherzog unter höchst ehrenvollen Ausdrücken der Anerkennung seiner Verdienste entlassen worden. Der Friedensfeier am 18. Juni, zu welcher sich auch die geringste Hütte schmückte hatte, ist nicht nöthig zu erwähnen, denn von ihr, wie von dem begeisterten Empfange der nach der Heimath kehrenden Krieger, sind überall Stadt und Dorf selbst Zeuge gewesen.

### Allerlei.

(Der Wein und die Commune.) Während der Belagerung durch die Deutschen wurden in Paris nach beglaubigter Abschätzung der Weinvorräthe monatlich 533,333 Eimer Wein getrunken (8 Millionen Gallonen). Größer war der Verbrauch unter der Herrschaft der Commune, und dies mag einen Theil der schredlichen Dinge, die man in Paris erlebt hat, erklären. Wie im geistigen und sittlichen Laumel, waren die Leute, Männer und Weiber zum großen Theil auch immer berauscht von Wein und Absynth. Möge Deutschland auch daraus sich eine warnende Lehre ziehen.

### Beizeinigung.

Jubiläumverein für Jüdische Volksschulen: Dem ungenannten Einsender M. K. von B. bezeichne ich auf diesem Wege mit herzlichem Danke, daß ich zur Deckung des Mantos (vgl. Kirchen- und Volksblatt Nr. 22) die 50 Gulden von den Oberländern, die auch nicht mäßig am Markte stehen bleiben wollen“, erhalten habe.

Graben, im Juni 1871.

Zimmern.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

### Zweite Auflage.

### Liederkunde

für die badiſchen evang. Volksschulen von G. Specht, Pfarrer in Hpringen. Im Format der bibl. Geschichte. 36 Seiten. In Umschlag geheftet: 9 kr. (gegen Einbindung von 10 kr. in Marlen wird 1 Expl. frei zugesandt.) 25 Expl. 2 fl. 30 kr. 50 Expl. 4 fl. 20 kr. 100 Expl. 7 fl. 30 kr.

Das Büchlein eignet sich auch als Lesebuch in Schule und Haus.

Bestellungen sind an Pfarrer Specht in Hpringen oder an Friedrich Gutsch in Karlsruhe gegen Baarzahlung zu richten.

Durch Friedrich Gutsch in Karlsruhe ist zu beziehen:

### Sei dankbar, deutsches Volk!

### Predigt

am Friedensdankfest, 18. Juni 1871,

über 1. Thess. 5, 18,

gehalten von

Johannes Reimuth,

Pfarrer in Reppenbach.

Preis 3 kr.

Der Reinertrag ist für den deutschen Invalidenfond bestimmt.

Karlsruhe. Druck und Verlag bei Friedrich Gutsch.